

Begibt man sich auf die – gemeinsame – Basis der Vernunft, so bewegt man sich auf einen »Ausgleich« zu, findet leicht eine Gruppenunterschiede einbende »Nivellierung« statt, die anscheinend nicht sein soll. In dieser Sicht geschieht die Rettung der Offenbarung nicht – abstrakt – um ihrer selbst willen, sondern um der Höherwertigkeit des jüdischen Propriums willen: »Das Judentum stellt somit einen höheren Rang auf der Leiter der religiösen Wahrheit dar« als das Christentum, dessen Lehre im selben Kontext unter Hinweis auf das Jesu-Wort »Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder« als eine »Kindergarten-Lehre« eingestuft wird, »wie sie für eine Kindergarten-Klasse notwendig« sei (S. 127). So im Zusammenhang der Besprechung der Apologetik Herbert Loewes; nachdem – paradoxerweise – zuvor vermerkt worden ist, dass dieser die Bergpredigt als Höhepunkt (sittlich-religiöser) Lehrverkündigung bezeichnet habe, von Jesus vielleicht auch praktisch erreicht, aber untypisch für das mittlere Christentum (S. 120).

Wie zuvor in einer harschen Guttmann-Kritik, so kulminiert auch hier die Auseinandersetzung in einer Polemik gegen einen bestimmten Repräsentanten der (emotional abgewiesenen) Geistigkeit. Diesmal ist es Franz Rosenzweig, dessen eindringende geistige Bemühungen, wie sie im »Stern der Erlösung« niedergelegt sind, beiläufig als »nettes, pseudoeloquentes Gerede« über Judentum und Christentum hingestellt wird (S. 126). Auch dieser Ausfall ist unqualifiziert und ganz überflüssig. So wird man Rosenzweigs Anstrengungen, nun nicht auf der Basis der Vernunft, sondern unzweideutig auf der der Offenbarung – d. h. theologisch – im Verhältnis von Judentum und Christentum so etwas wie Partnerschaft (und das schliesst eine gewisse Gleichrangigkeit ein) durch Herausarbeitung einer Angewiesenheit des einen auf den andern zu stiften, d. h. zu Positionen zu kommen, die die Anerkennung höchster religiöser Würde des andern begründen, nicht gerecht. Man muss den Vorstellungen Rosenzweigs nicht anhängen, um die grosse Bedeutung (Millionen von Menschen denken und fühlen religiös), den hohen Rang und das wahrhaft menschliche Ethos solcher geistiger Anstrengung anzuerkennen.

Alles in allem ist Habermans Buch trotz allem ein lesenswertes Buch. Der Autor ist historisch durchweg gut informiert (wenn auch wichtige jüngere Titel zu einschlägigen Themen unberücksichtigt bleiben) und engagiert. Gerade dies – das Engagement – ist ein auszeichnender Zug seiner Arbeit, der sie besonders interessant und bei allen Vorbehalten im einzelnen aufs Ganze gesehen auch schätzenswert macht.

Hermann Greive, Köln

HANS HERMANN HENRIX: Jüdische Liturgie. Geschichte – Struktur – Wesen. Quaestiones disputatae Band 86. Freiburg 1979. Verlag Herder. 160 Seiten.

Wer durch den anspruchsvollen Titel und Untertitel dieses Buches seine Erwartungen hochgespannt hat, wird am Schluss einen sehr informativen Überblick über den Synagogengottesdienst haben. Von Geschichte und Wesen anderer Liturgien wie z. B. Beschneidung, Sabbatfeier, Pesach und vieles anderen ist kaum die Rede. Das eher nicht systematische und auf einzelnen Referaten beruhende Werk geht auf eine Tagung vom 16. bis 19. März 1978 in Aachen zurück.

Für fünf der zehn Abhandlungen zeichnet der Gelehrte und Liturgiewissenschaftler des Reformjudentums Jakob J. Petuchowski. Seine Beiträge tasten in ihrer Gesamtheit die zum Thema Synagoge interessierenden Fragen ab, z. B. wie die Synagoge entstanden ist, Vergleich und Differenzpunkte zum Tempel, der Synagogengottesdienst im

Laufe der Geschichte, die Dialektik von *kawwanah* (dem frei Spontanen) und *qäba'* (dem Festgelegten) als Grundimpuls der (synagogalen) Liturgieentwicklung, Liturgiereform und reformierte Liturgien im Judentum. Zwei Referate geben einen beachtenswerten und theologisch hilfreichen Überblick über Form und Inhalt des in der Synagoge proklamierten »Höre Israel« (Schema') mit seinen Benediktionen und des Achtzehngebetes. – Speziell Interessierten gibt Johann Maier eine kleine Handreichung zu Geschichte und Gattung des Pijjut, der synagogalen Poesie. In einem zweiten Beitrag versucht der Autor mit Hilfe der Tempelrolle von Qumran in den frühjüdischen (Tempel-)Kult mehr Licht zu bringen. Dabei gilt ein Augenmerk den Brücken zur synagogalen Frömmigkeit und Liturgie. Wenn nach dem Autor jüdische und christliche Frömmigkeit und Liturgie sich letztlich im Heilsweg, Tora und Christus, unterscheiden, dann werden fundamentale Verweisungszusammenhänge berührt. – Clemens Thoma untersucht die jüdische Synagogenliturgie auf ihr biblisches Erbe. Anhand des in Neh 9–10 geschilderten Buss- und Gelöbnisgottesdienstes werden einzelne Elemente wie Lobpreis Gottes, Glaubensbekenntnisse, Vereinigung mit der himmlischen Liturgie, Einbeziehung von Vergangenheit und Zukunft als exemplarisch für die späteren nachbiblischen Synagogengottesdienste beleuchtet. Die nach Wort und Geist in der Bibel verwurzelte Synagogenliturgie könnte man »als eine religiös-bewusste und gezielte Adaption der biblischen Offenbarung für den Alltag bezeichnen« (65). In seinem Beitrag »Die jüdische Liturgie und die Kirchen« gibt Clemens Thoma mit feinem Gespür detaillierte Hinweise für den jüdisch-christlichen Dialog, vor allem im Hinblick auf gemeinsames Beten. So legt er z. B. dar, wie Christen dem Schittuf-Vorwurf (Verdunkelung oder Verundeutlichung des biblischen Monotheismus) begegnen sollten. Zum Abschluss gibt Hermann Reifenberg nicht nur eine umfassende Zusammenschau der vorgetragenen Gedanken und Perspektiven, sondern zugleich auch zukunftsweisende Anregungen.

Neben der breiten Information und geistigen Durchdringung der Synagogenliturgie ist der Wert des Buches an den versuchten Anfängen jüdisch-christlicher Begegnung auf liturgischem Gebiet zu ermesen, zu denen entscheidend und prägend auf dem Aachener Symposium nicht nur Reden über gottesdienstliche Feiern gehört haben, wie auch an dem, was aus diesen Anfängen künftighin sich weiterentwickeln wird. Es wäre bestimmt begrüssenswert, wenn nach einer Reihe weiterer Tagungen aus dem erarbeiteten Material mehr systematisch und umfassender über Geschichte, Struktur und Wesen jüdischer Liturgie geschrieben werden könnte.

Ludwig Hauser, Mödling

RIVKA HORWITZ: Buber's Way to »I and Thou«. An Historical Analysis and the First Publication of Martin Buber's Lectures »Religion als Gegenwart«. Heidelberg 1978. Verlag Lambert Schneider. 320 Seiten.

Kenner des Werkes Martin Bubers wissen seit langem, dass der Übergang von Bubers frühem »mystischen« zu dem späteren dialogischen Denken sich nicht in einem plötzlichen Bruch, sondern in einem allmählichen Übergang vollzog. Das Werk »Ich und Du« selbst ist für den, der Bubers Œuvre in seiner ganzen Breite kennt, Zeugnis dieses Übergangs.

Rivka Horwitz kommt nun das grosse Verdienst zu, diesen Übergangs erstmals aus den Archivalien des Martin-Buber-Archivs ziemlich lückenlos dargestellt und meisterhaft interpretiert zu haben.

Im ersten Teil ihres Werkes veröffentlicht Rivka Horwitz zudem die gesamte Vorlesung »Religion als Gegenwart«, die Buber von Januar bis März 1922 im Freien Jüdischen Lehrhaus Franz Rosenzweigs in Frankfurt hielt. Diese kann also nun erstmals mit dem Text von »Ich und Du« verglichen werden. Dabei zeigt sich schon bei einer oberflächlichen Lektüre deutlich, dass diese Vorlesungen, die allgemein als die Keimzelle von »Ich und Du« gelten, von zentralen Gedanken des späteren Werkes noch weit entfernt sind. Weder der Dialog noch die Sprache spielen in diesen Vorlesungen eine Rolle, so urteilt Frau Horwitz (35). Wichtig erscheint mir, dass auch das Frage- und Antwortspiel zwischen Buber und den Hörern an mehreren Stellen mit wiedergegeben wird. Die Rede »Vom Ich und Du« taucht, so weit ich sehe, in diesem Text überhaupt zum ersten Mal nicht bei Buber, sondern in der Frage eines Hörers auf (87).

Im zweiten Teil ihrer Arbeit entfaltet Rivka Horwitz die Geschichte und die Entwicklung von »Ich und Du« im Werke und Denken Bubers aus den Archivalien mit einer geradezu archäologischen Akribie. Man kann nur bewundern, wie die Autorin hier Textschicht um Textschicht wie bei einem kostbaren vielschichtigen Gewebe voneinander löst und jeweils nach der Bedeutung einzelner Begriffe in einzelnen Kontexten fragt. Die Entwicklung des Denkens Bubers von einem frühen, auf den 5. Februar 1918 zu datierenden Plan über die Lehrhausvorlesung, das Manuskript und schliesslich die Druckfahnen bis hin zu dem endgültigen Text von »Ich und Du« wird dabei in ihren verschiedenen Stadien überaus deutlich.

Die wichtigsten Ergebnisse der minutiösen Untersuchung sind:

1. Dass Buber entgegen dem, was man aufgrund seiner eigenen Angaben in »Zur Geschichte des dialogischen Prinzips« vermuten könnte, Ferdinand Ebners »Das Wort und die geistigen Realitäten« sehr gut kannte, als er »Ich und Du« schrieb. Rivka Horwitz schätzt den Einfluss, der von Ebners Denken auf die Konzeption von »Ich und Du« ausging, sehr hoch ein. Und sie kann das im einzelnen denn auch plausibel machen (172–182).
2. Vertritt Frau Horwitz die m. E. richtige These, dass der Schritt zu dem dialogischen Denken, so wie es sich über »Ich und Du« hinaus im späteren Werk Bubers entfaltet, erst durch eine Korrektur möglich wurde, die Buber in der Begegnung mit Franz Rosenzweig widerfuhr. Die Kapitel III–VI des zweiten Teils der Horwitzschen Arbeit stellen Kabinettstücke historischer Forschung dar. Und zugleich beweist die Autorin in ihnen eine überaus genaue Beobachtungsgabe. Insbesondere das Kapitel V (214–215), in welchem gezeigt wird, wie sich einzelne Begriffe von der Vorlesung zu dem Buch hin verschieben (Verwirklichung, Richtung; dagegen Begegnung, Sprache) darf als Meisterwerk der Beschreibung eines historischen Umbruchs gelten; – eben jenes Umbruchs, der sich unter dem Einfluss Rosenzweigs in Bubers Denken im Sommer und Herbst 1922 vollzog.

Was mir hinsichtlich des Gesprächs zwischen Judentum und Christentum wichtig erscheint, ist der Hinweis auf die Differenz zwischen der (eher Buberschen) Behauptung der absoluten Priorität des Ich-Du-Verhältnisses, innerhalb dessen denn auch Gott erst begriffen wird (234) und der – Rosenzweigschen – absoluten Voraussetzung der Schöpfung des Schöpfers, innerhalb deren das Ich-Du-Verhältnis sich allererst entfalten kann. Dieser Rückgang auf die Schöpfung des Schöpfers, aufgrund deren denn auch erst Offenbarung als Offenbarung er-

fahren werden kann, war ja schon am Ende der zwanziger Jahre der Weg, auf dem Juden und Christen sich, z. B. in der Zeitschrift »Die Kreatur«, in einer gemeinsamen Frömmigkeit finden konnten. Als Ergebnis der überaus verdienstvollen Untersuchung von Rivka Horwitz bleibt hier für unsere Gegenwart die Frage, ob dieser Weg etwa in der Artikulation einer gemeinsamen Ethik, welche auf die Gegebenheit der Schöpfung zurückgeht, nicht heute aufgenommen und weitergegangen werden kann.

Bernhard Casper, Freiburg i. Br.

NEHEMJAH KALOMITI: The War of Truth, edited with Introduction, Exposition and Notes by Pinchas Doron, KTAV Publishing House, Inc., New York 1978. 147 Seiten (engl.); 141 Seiten (hebr. Text); 60 Seiten (hebr. Anmerkungen).

Pinchas Doron stellt in seinem Buch eine spätmittelalterliche, jüdische religionsphilosophische Schrift vor, der Manuskript 278 der Palatine-Kollektion des Vatikans zugrunde liegt, »Milchemet ha-Emet«, der Krieg der Wahrheit. Die 1418 beendete Arbeit stammt wohl, wie der Herausgeber nachweist, von Nehemjah Kalomiti, einem gelehrten Rabbi der Insel Kreta, der etwa zwischen 1360 und 1430 gelebt hat. Die Insel, damals Candia genannt, war unter venezianischer Herrschaft, die, nach kriegerischen Auseinandersetzungen und Aufständen, der Insel eine wirtschaftliche und kulturelle Blüte bescherte.

Aus verschiedenen, auch einander widersprechenden Quellen geht hervor, dass die Juden in ihrem Viertel an der Küste im Norden und Westen der Hauptstadt Candia ein reges Handelsleben führten, für den Schutz des Hafens zu sorgen hatten und vor allem die Landwirtschaftsgüter der jüdischen Bauern im Süden des Landes ausführten, wobei ihre Beziehungen zu anderen jüdischen Gemeinden im Mittelmeerraum günstig waren. Kreta erhob zeitweise ein Viertel seiner Steuern von Juden, obwohl sie nur etwa zwei Prozent der Bevölkerung ausmachten. Auch sonst wurde von den Juden ein Übermass an Abgaben gefordert. In der Stadt Candia gab es drei Synagogen mit griechischen Namen. Texte von Takkanot, Vorschriften, sind vorhanden, die religiöse Dinge betreffen, so das Verbot, Heiden zu betrügen oder Wäsche und Geschirr in der Mikwe, dem rituellen Tauchbad, zu waschen, ferner Gebote der Kaschrut, Speisereinheit und der sexuellen Moral.

Das Manuskript des »Krieges der Wahrheit« umfasst 87 Blätter in hebräischer Quadratschrift, die in je zwei Spalten angeordnet sind, entsprechend dem in Reimpaaren verfassten Text. Einige verschönernde Schnörkel und Randbemerkungen werden von Pinchas Doron besonders beschrieben. Ein Schlussgedicht ist offensichtlich später angehängt. Für die Herstellung des Textes hat der Herausgeber einen Mikrofilm benutzt; alle Unsicherheiten und Konjekturen wurden vermerkt, auf die sich Fussnoten unter dem hebräischen Text beziehen.

»Der Krieg der Wahrheit« ist eine Art Enzyklopädie des Judentums in gereimter Prosa. Am Schluss jedes Abschnittes folgt eine Summa als rhythmisches Gedicht. Die dichterische Form des Werkes ist wenig anspruchsvoll, die zweite Zeile fügt der ersten meist wenig hinzu, die Reime sind oft gewollt. Es ist der typische maqama-Stil, der im arabischen Raum seit dem 10. Jahrhundert zunächst besonders für witzige Dialoge üblich war. Die Einleitung ist eine Allegorie über einen Krieg zwischen den Bösen mit ihrem Führer, der Falschheit, und den Gerechten mit ihrem König, der Wahrheit. Wahrheit siegt, zieht sich dann aber in die Einsamkeit zurück und